



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hesselmeyer, E.: Schwäbisches Weltbürgertum vor hundert Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stellung in Tsingtau haben wesentlich nur die Bestimmung, der von Jahr zu Jahr mächtig anwachsenden wirtschaftlichen Arbeit als Deckung zu dienen. Mit dieser Entwicklung ist selbstverständlich auch ein wachsender politischer Einfluß verbunden. Wie weit und wie lange dieser Einfluß und, unsere gesamte wirtschaftliche Arbeit in Ostasien einem siegreichen Japan und dessen Bestrebungen gegenüber aufrecht erhalten werden können, vermag nur die Zeit zu lehren. Jedoch — auch die japanischen Bäume pflegen nicht in den Himmel zu wachsen. Shanghai ist zu international, und der englische Einfluß dort zu groß, als daß Japan versuchen sollte, diesen großen Eintrittspunkt Europas in Ostasien für sich zu gewinnen. Ebenso wird es im Tangstetal England nicht behindern wollen, folglich auch uns dort nicht. Die Provinz Shantung aber, unser eigentliches Arbeitsfeld, liegt außerhalb der Zone der japanischen Bestrebungen, so lange diese es nicht darauf abgesehen haben, sich in Peking selbst zu etablieren. Darüber müssen wir uns aber in Deutschland klar sein, daß wir unsre Stellung in Tsingtau, dem militärischen Stützpunkt unsrer wirtschaftlichen Arbeit, mit einem Kreuzergeschwader nicht behaupten können. Einstweilen ist freilich kein Grund vorhanden zu der Annahme, daß ein siegreiches Japan Shantung und Tsingtau zu seinen nächsten Zielen wählen wird. Japan wird — auch wenn siegreich — zu Deutschland in guten Beziehungen zu bleiben suchen, wir unsrerseits haben keinen Grund, die Fortsetzung dieser Beziehungen, ja ihre Befestigung, nicht aufrichtig zu wünschen. Aber immerhin muß sich Deutschland damit vertraut machen, daß im Falle eines endgiltigen Sieges Japans das politische und das wirtschaftliche Gesamtbild Ostasiens mit der Zeit starke Veränderungen erfahren dürfte.

Je stärker zur See wir dann sein werden, desto weniger werden diese Veränderungen uns berühren; wir werden dann nur mit der japanischen Konkurrenz, nicht mit der japanischen Macht zu rechnen haben. Aber auf alle Fälle berührt dieser Krieg Deutschlands Zukunftsaufgaben, die sehr viel wichtiger für uns sind als alle unsre innern Kämpfe und Parteigegegensätze. Mögen auch unsre politischen Parteien und möge namentlich der Reichstag eingedenk sein, daß regieren — voraussehen bedeutet.

Hugo Jacobi



Schwäbisches Weltbürgertum vor hundert Jahren

Von E. Hefselmeyer in Tübingen



chon vor hundert Jahren gab es Männer genug, die sich mit der Frage der politischen Wiedergeburt Deutschlands, sogar im Sinne des Einheitsgedankens und der Kaiseridee beschäftigten. Wenigstens für Schwaben können wir das nachweisen, obwohl man schon gesagt hat, daß das deutsche Publikum vor hundert Jahren allen politischen Gegenständen gegenüber apathisch gewesen sei und sich in ganz andern Sphären bewegt habe, wie denn überhaupt in der deutschen Natur wenig politischer Sinn liege. Wenn man nun auch zugeben kann, daß eine öffentliche

politische Meinung in ganz Deutschland erst unter den Folgen der Befreiungskriege entstanden ist, während, wie dies ein ausgezeichnete Kenner der preußischen Geschichte nachgewiesen hat, zum Beispiel in Berlin noch ums Jahr 1800 von einer öffentlichen Meinung keine Rede sein konnte, so gab es jedenfalls öffentliche Stimmungen und Stimmungspolitiker. Aber in Württemberg finden wir in den gebildeten Kreisen schon vor 1800 auch eine öffentliche Meinung. Dazu trugen schon die das Volk landauf landab bewegenden ständischen Streitigkeiten bei. Und gerade diese Streitigkeiten der Landschaft mit der herzoglichen Regierung gaben die Anregung, die Blicke über die schwarzroten Grenzpfähle hinaus zu richten und über die Verhältnisse von Fürst und Volk, Regierenden und Untertanen in ganz Deutschland überhaupt nachzudenken.

Es würde zu weit führen, die politisierenden Schwaben alle aufzuzählen. Aber drei Namen von gutem Klang und nachhaltiger Wirkung sollen doch genannt sein: Friedrich Karl Freiherr von Moser (gestorben 1798), Sohn von Johann Jakob Moser; sodann der als Kurator der Universität Tübingen gestorbene Historiker Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (gestorben 1800) und endlich der Prälat Johann Georg Pahl (gestorben 1839). In seinem Buche „Von dem deutschen Nationalgeist“ (1765) und in seinen „Patriotischen Briefen“ (1767) legt Moser ein rühmliches Zeugnis seiner patriotischen Denkweise und seines politischen Sinnes ab; dasselbe tat nach ihm Spittler in seinen so zahlreichen wie vorzüglichen Kritiken und politischen Essays in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ und in dem „Göttinger Historischen Magazin,“ ähnlich wirkte Pahl in seiner „Nationalchronik der Deutschen“ (seit 7. Januar 1801). In diesem Zusammenhang muß auch des Dichters Schubart (gestorben 1791) gedacht werden. Er war bekannt für seine preußenfreundliche Gesinnung und seinen glühenden deutschen Patriotismus. Vom Norden her erwartete er die Hilfe. Seinen Sohn schickte er in den preußischen Staatsdienst. Preußen werde, schrieb er einmal an ihn, noch lange am europäischen Himmel glänzen als eins der hellsten Gestirne. Derselbe Schubart spricht schon von der Notwendigkeit einer deutschnationalen Erziehung der Jugend und der Erweckung der Vaterlandsiebe in den Schulen, um eine bessere Zukunft anzubahnen. Auch bei seinen theatralischen Aufführungen suchte er in diesem deutschnationalen Sinne zu wirken. Schubart war aber auch der Begründer der schon genannten, von Pahl fortgeführten nationalen Zeitschrift. Als „Deutsche und Vaterlandschronik“ hat sie nämlich Schubart (am 31. März 1774) ins Leben gerufen. Sie erschien anfänglich in Augsburg, dann in Ulm, zuletzt in Stuttgart. Im Geiste dieser Männer ist auch eine im Jahre 1800 erschienene Flugschrift „Über Württemberg an die Württemberger“ gehalten. Sie erhofft „die Nationalvereinigung und das Ende der unseligen Trennung der teutschen Völkerschaften,“ dieser Hauptursache alles innern und äußern Unglücks, und in demselben Jahre schließt ein Freund von Hölderlin, ein Theologe Neuffer, eine seiner Oden mit der Hoffnung auf die Erhebung und Einigung der deutschen Nation: „Weggetilgt sei jegliche Spur der Selbstsucht, Daß am festen Bundesaltar der Eintracht Sich die deutschen Völker zu Einem Volke Mutig vereinen.“

Aber das Wollen und Wirken dieser Männer blieb Stückwerk; sie vermochten nicht durchzudringen, diese deutsche Gruppe war in der Minderheit. Neben der nationalen Strömung oder deutschen Partei sehen wir in Schwaben eine ziemlich starke partikularistische, die durch zahlreiche Zeitschriften genährt und gepflegt wurde. Da gab's das „Schwäbische Museum,“ die „Schwäbische Chronik,“ „Das Magazin von und für Schwaben,“ „Das Schwäbische Korrespondenzblatt für Gemein- und Privatwohl“ und das „Schwäbische Archiv,“ alle bestrebt, die spezifisch württembergischen Angelegenheiten auf politischem, sozialem, literarischem und künstlerischem Gebiete besonders zu betonen, zu beleuchten und zu fördern.

Die Anhänger, sagen wir, dieser Landespartei standen dem nationalen Gedanken zwar nicht im Wege, aber doch kühl gegenüber. Vollständig ausgeschaltet aber wurde dieser nationale Gedanke von der damals mächtigsten Strömung sowohl im übrigen Deutschland wie auch in Schwaben, von der internationalen oder kosmopolitischen. Das Weltbürgertum beherrschte im großen und ganzen die Geister und Gemüter. *) Eigentlich kann man diesen Standpunkt keinen politischen Standpunkt nennen, denn er war und ist im Grunde genommen ein Philosophem, das keinen realen Boden unter seinen Füßen hatte und deshalb auch bloß von kurzer Dauer war. Aber bei so vielen Schwaben wars von ihrem schwäbischen Partikularismus zum Kosmopolitismus nur ein Schritt. Mit der mangelhaften Wirklichkeit des engen Territoriums fand man sich durch die Satire ab, und in demselben Atemzug wandte man sich mit einer Art idealer Überstiegenheit dem Weltbürgertum zu. Sogar die Nationalen wie Schubart oder Pahl wurden vorübergehend von dieser Richtung erfaßt. Kurz, wir sehen viele der besten Männer des Schwabenlandes, deren Freiheitsliebe schon vorher durch den Kampf für das „alte gute Recht“ und auch durch die Beziehungen zur benachbarten Schweiz angeregt war, den Ausbruch der französischen Revolution mit Begeisterung begrüßen. Ihr Rasonieren über die deutsche Vielstaaterei und Kleinstaaterei und Vielregiererei schlug im Bunde mit ihrem Spekulieren im Sinne der französischen Aufklärung wie von selbst ins Kosmopolitische um. Im internationalen Weltbürgertum sahen sie das Heil der Schwaben, der Deutschen, aller Völker. Sie dachten, wenn erst die politischen und nationalen Sonderansprüche verstummten und die gegenseitige Eifersucht der Völker verschwände, dann werde die Menschheit und damit also auch Deutschland gesunden. Allen Völkern zumal wollten sie dienen, die staatliche Form und die Abgrenzung der Völker unter sich schienen ihnen von untergeordneter Bedeutung zu sein gegenüber diesem idealen Ziele des Völkerfriedens und der Völkerfreiheit. Sie wollten ihre Nationalität in der höhern Einheit des Weltbürgertums aufgehen lassen. So bezeichnet sich der Dichter Wieland als ein Mitglied des Ordens der Kosmopoliten. „Vaterlandsliebe“ erscheint ihm als eine mit den Gefinnungen und Pflichten eines Weltbürgers unver-

*) Der preußische Kriegsminister von Sinem hatte deshalb so unrecht nicht, wenn er in einer vielangefochtnen Reichstagsrede die Niederlage von Jena mit ihren Folgen in Zusammenhang mit dieser die kriegerische Energie eines Volkes lähmenden Geistesrichtung brachte.

Der Verfasser.

träglische „Leidenschaft“; denn man habe sich und alle Völker des Erdbodens als ebenso viele Zweige einer einzigen Familie zu betrachten. Auch ihre komische Seite bekam die Sache. Ein älterer Wiberacher Kapellmeister komponierte im Jahre 1800 ein *Te Deum laudamus* und widmete es dem deutschen Kaiser Franz dem Zweiten und dem Oberkonsul Bonaparte. Das war so damals der verschwommene Durchschnittspatriotismus in Süddeutschland. Ein Ulmer Politiker ging noch weiter. Er ließ „Republikanische Andachten für alle Umstände des Lebens“ erscheinen.

Wenn das — *mutatis mutandis* — am dürren Holze geschah, was konnte man da vom grünen erwarten? Nun, die junge und die jüngste Generation waren nicht mehr „französisch“ wie in der Jugendzeit Goethes. Ihr Abgott war der Freiheitsbaum. So begleitete Schiller (im Jahre 1788) zwei Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen die Ankündigung seiner „Rheinischen Thalia“ u. a. mit den Worten: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen.“ Als er dies schrieb, hatte er die Hohe Karlschule schon acht Jahre hinter sich; aber die weltbürgerliche Stimmung unter den Karlsruhlern war im nächsten Jahrzehnt nur noch gewachsen. So hatte sich u. a. ein Geheimklub gebildet. Seine Mitglieder feierten das Jahresfest der Erstürmung der Bastille (17. Juli 1790) in nächtlich geheimnisvoller Stunde, und zwar im herzoglichen Thronsaal, zu dem man sich den Zutritt verschafft hatte. Unter dem Baldachin des Herzogs stellte man die Gipsfigur der Freiheit auf, links und rechts davon die Büsten des Brutus und des Demosthenes. Angesichts dieser Idole hielt man begeisterte Reden über die Erlösung der Menschheit von den Tyrannenketten. Ein besonders eifriges Mitglied dieses Klubs und ein geradezu überschwenglicher Kosmopolit war Georg Kerner, der ältere Bruder von Justinus Kerner.

Und wie sah es am andern Mittelpunkt des geistigen Lebens in Schwaben, an der Universität Tübingen aus, besonders im Stift? Nicht anders. Hier hatte sich unter den Stiftlern gleichfalls ein französischer Klub gebildet, der hauptsächlich die Schriften Rousseaus las, auf französische Journale abonnierte, französische Konversation trieb und feurige Freiheitsreden vom Stapel ließ. Die Stiftler, die aus Wömpelgard waren, scheinen vor allem die geistigen Urheber dieses Weltbürgertums gewesen zu sein. Diese Tatsache muß um so mehr auffallen, als gerade um jene Zeit (1785) in einer Zeitschrift mit dem Titel „Das graue Ungeheuer“ ein Aufsatz über das theologische Stift in Tübingen erschienen war, der an dem „theologischen Kadettenkorps“ eine ätzende Kritik übte. Es wurde u. a. getadelt, daß hier die schönen Künste wie exotische Pflanzen seien, und daß die Grundfesten des Stifts darüber erbeben würden, wenn man ein Blatt von Voltaire innerhalb der Mauern des Stifts entdecken würde. Der Unglückliche, der über Voltaire ertappt würde, würde behandelt werden, wie wenn er das Stift hätte anzünden wollen. Man würde darüber predigen, und noch wochenlang würde in der Gesellschaft und in der Presse darüber gesprochen werden. So schlimm kann es nun also doch nicht gewesen sein, vollends wenn man hinzunimmt, daß zum Beispiel Rousseaus Schriften nach einem Zeugnis

derselben Zeit in mehr als dreißig Exemplaren im Stift abgesetzt worden sind, und daß zwei Jahre, bevor diese Perseflage auf das Stift erschien, ein Zögling des Stifts nach fünfjährigem Aufenthalt in seinen Mauern es so erfüllt mit französischem oder besser gesagt kosmopolitischem Geiste verließ, daß er für alle Zeiten als der klassische Typus des schwäbischen Weltbürgertums vor hundert Jahren dasteht — Graf Reinhard.

Karl Reinhard wurde geboren zu Schorndorf an der Rems am 2. Oktober 1761, war also zwei Jahre jünger als Schiller. Sein Vater starb im Jahre 1800 als Dekan in Balingen, das am Fuße der Schwäbischen Alb nahe bei dem Hohenzollern liegt. Unter seinen zehn Geschwistern, sechs Brüdern und vier Schwestern, war Karl Reinhard das älteste. Der liebste Schulkamerad in Schorndorf war ihm der bekannte Jugendgepieler Schillers, der später als Professor der Philologie in Tübingen gestorbene Karl Philipp Conz aus Vorch. Nachdem Reinhard die Lateinschule Schorndorf verlassen hatte, durchlief er die Klosterschule in Maulbronn; im Jahre 1778 kam er ins Stift. Von seinem Eintritt in die Lateinschule bis zu seinem Abgang auf die Universität hatte er als hervorragender Schüler, und was besonders zu betonen ist, als ruhiger, besonnener Jüngling jederzeit die vollste Anerkennung seiner Lehrer; aber nicht so diese von ihm. Er hat sich später über den damaligen Formalismus und die unfruchtbare Pedanterie bitter beschwert. Aber seine jugendliche Spannkraft ging trotzdem ungeschädigt aus dem Zwange der Klostererziehung hervor. Neben Philosophie und Theologie trieb er klassische und orientalische Philologie. Eine Frucht dieser Studien war seine Übersetzung des Tibull sowie seine Abhandlung über die arabische Dichtkunst, mit der er promovierte. Außerdem tat er sich als deutscher Dyrker hervor. Als solcher genoß er die Freundschaft Schillers. Endlich trieb er mit Lust Französisch. Diese Sprache erlernte er erst im Stift im Verkehr mit den Mompelgardern, aber bald war er nur noch als Monsieur Reinhard im Stift bekannt. Nomen erat omen. Mit der Sprache der Franzosen hatte er auch den Geist Voltaires und Rousseaus tief auf sich einwirken lassen. Auch als Vikar bei seinem Vater in Balingen (1783 bis 1786) setzte er die Lektüre und das Studium der französischen Aufklärungsliteratur fort. Dazu las er viel Politisches, namentlich Schölzers „Staatsanzeigen,“ korrespondierte mit Schiller und Lavater und veröffentlichte außer Gedichten einige Politika. Reinhard will für sein an Weisheit und Torheit so reiches Heimatland Öffentlichkeit und Aufklärung. Außerlich hatte es den Anschein, als sei er nur ein aufgeklärter schwäbischer Partikularist. In der Tat war er überzeugter Revolutionär und Kosmopolit. Es litt ihn denn nicht länger im engen Vikarstübchen in Balingen. Im Jahre 1786 sehen wir ihn als Hofmeister in Bevey am Genfer See, 1787 in derselben Eigenschaft in Bordeaux. Und hier steht er bald tätig mitten auf der politischen Arena. Dabei teilt er zwar begeistert den Glauben, daß es möglich sei, nach den ewigen Grundsätzen der Vernunft einen Idealstaat zu konstruieren, aber er verliert keinen Augenblick den Boden des abwägenden nüchternen Menschenverstandes unter den Füßen. Er ist auf Enttäuschungen gefaßt, aber er will sich dadurch seinen Glauben an die Zeit, wo der Tag der Freiheit dem Guten doch noch kommen

müsse, nicht rauben lassen. Er hält die französische Freiheitsbewegung für ein reinigendes Feuer, dessen unvermeidliche Schlacken man eben auch mit in Kauf nehmen müsse. Als im Juli 1789 die Nachricht von der siegreichen Erhebung des Pariser Volks nach Bordeaux kam, herrschte Jubel. Es bildete sich sofort eine Bürgerwehr, in die sich auch Reinhard einreihen ließ. Ausführlich berichtete er in Briefen in die Heimat über diese Vorgänge. „Verständigere Urteile über die Revolution, als in diesen Briefen niedergelegt sind, sagt sein Biograph W. Lang, wird man aus dieser Zeit des ersten Freudenrausches nicht viele finden. Sie zeichnen sich aus durch Mäßigung und unbestechliches Urteil.“ Ein an einem jungen Manne seines Alters doppelt rühmenswürdiger Ernst der Beobachtung spricht aus ihnen. Indirekt erklären diese Briefe auch am besten die Tatsache, wie es kam, daß Reinhard in dem Klub der Verfassungsreunde in Bordeaux einen hervorragenden Platz behauptete. Nicht als unverständiger Brausekopf, sondern als ein mäßigendes Element erschien hier dieser Schwabe den Südfrauzosen.

Das Ergebnis seines Aufenthalts in Bordeaux war, daß sich Reinhard auch in die dortige Bürgerliste eintragen ließ, und im Sommer 1791 sehen wir den „Bürger“ Reinhard in Paris. Von hier aus schrieb er u. a. mehrere Artikel in Schillers „Thalia,“ und die Vermutung liegt nahe, daß er die Ernennung Schillers zum Ehrenbürger von Frankreich (1792) mit veranlaßt habe. Denn Reinhard stand von Anfang an in engster Fühlung mit den tonangebenden Kreisen. Namentlich der Abbé Sieyès schätzte ihn hoch. Die gemeinsame philosophisch-theologische Bildung brachte sie zusammen. Überhaupt flößte die Gelehrsamkeit des Tübinger Magisters seinen französischen Freunden keine geringe Achtung ein. Reinhard galt bei ihnen mit seinem schwäbischen Schulsaß als ein Wunder von Wissen. Dazu kamen seine sonstigen empfehlenden Eigenschaften: sein erprobter Eifer für die leitenden Grundsätze der Revolution, sein solides Wesen, seine Rechtschaffenheit. So kam Abbé Sieyès auf den Gedanken, Reinhard in den Dienst der französischen Diplomatie zu ziehn. Reinhard war von Herzen damit einverstanden. Am 2. April 1792 wird er zum ersten Sekretär der französischen Gesandtschaft in London ernannt. Vier Wochen später erfolgt seine nachträgliche Entlassung aus dem württembergischen Kirchendienst, wobei ihm Herzog Karl die gesetzliche Rückerstattung der Studienkosten erließ „in Anbetracht des bisherigen rechtshaffnen Betragens des M. Reinhard.“ Reinhard war diese Wendung in seinem Leben in dreifacher Weise willkommen: erstens sah er sich den ihm von der Heimat her vertraut gewesenen Sorgen ums tägliche Brot überhoben; zweitens konnte er bei der diplomatischen Karriere seinen Gesichtskreis erweitern in einem Maße, wie er sich als Vikar nie hatte träumen lassen; und endlich lebte er voraussichtlich immer außerhalb des brodelnden Hexenkessels von Paris.

Bei all dem Wechsel in den regierenden Kreisen blieb nämlich die auswärtige Politik Frankreichs immer dieselbe: Bekämpfung des alten Europas durch die neuen Grundsätze der Revolution. Und eben dies wollte ja auch Reinhard. Und so konnte er gerade als Diplomat, ohne sich selbst und seinem Weltbürgertum untreu zu werden, allen französischen Regierungen der Reihe

nach dienen. Und keine dieser Regierungen wollte auf die Dienste eines Mannes verzichten, der „Fleiß und Hingebung, Sachkenntnis auch in den schwierigsten Materien, namentlich auch in Handelsfachen, Zuverlässigkeit und tadellose persönliche Führung, Scharfsinn, Klugheit und vor allem die Gabe der schriftlichen Berichterstattung in seltenem Maße in sich vereinigte und mit diesen glänzenden Eigenschaften noch die besondre Gabe der Unterordnung verband.“ Im einzelnen war Reinhard's diplomatische Laufbahn folgende: Von London kam er 1793 als Legationssekretär nach Neapel. So lange er in Neapel war, endeten die meisten seiner französischen Freunde unter dem Fallbeil. Den Schwaben aber berief der Wohlfahrtsausschuß im Winter 1793/94 nach Paris zur Leitung des Auswärtigen Amtes, speziell im Verkehr mit den nordischen Mächten, weil er, nach dem Ausspruch des Robespierre, bis jetzt so viel „Vaterlandsliebe“ und Befähigung bewiesen habe. Unmittelbar unter den scharf und mißtrauisch beobachtenden Augen der Schreckensmänner Danton und Robespierre hat „der zärtlich-biedre Vikar von Balingen“ seinen Dienst versehen, ja oft mit diesen berüchtigten Ungeheuern gemeinsam gespeist. Aber auch ihre Tigerseelen fanden an dem schwäbischen Magister nichts auszusetzen. Obgleich nun die nordischen Mächte seit der Hinrichtung des Königs ihre diplomatischen Beziehungen zu Frankreich abgebrochen hatten, und es infolgedessen für Reinhard nicht viel zu tun gab, so erschien er trotzdem tagtäglich pünktlich in seiner Amtsstube und saß die vorgeschriebnen Kanzleistunden ab, und sei es auch nur, um Kielfedern zu schneiden. Dieser Kanzleidienst dauerte unter dem Wohlfahrtsausschuß von acht bis zwei Uhr und von Abends fünf bis achteinhalb Uhr, also neuneneinhalb Stunden. Unbemerkt rettete Reinhard sein Dasein durch diese stille Kanzleiarbeit hinüber in bessere Tage. Nach dem Sturze Robespierres wollte Sieyès seinen Schützling als Gesandten nach Wien schicken. Aber dem Wiener Hofe war der ehemalige Sohn eines süddeutschen Kleinstaats als der Vertreter Frankreichs nicht genehm. So kam Reinhard als Gesandter nach Hamburg. Zugleich erhielt er den Rang eines Staatsministers. Er stand nunmehr in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre; 1798/99 war er Gesandter in Florenz, sodann vorübergehend Minister des Auswärtigen in Paris. Sein Nachfolger hier wurde Talleyrand; 1800/01 war er Gesandter in Bern, 1802/05 wiederum in Hamburg. Im Jahre 1805 fällt er bei Napoleon in Ungnade, weil er einen Befehl des Kaisers, mitzuhelfen an der völkerrechtswidrigen Verhaftung des englischen Gesandten in Hamburg, absichtlich nicht richtig aufgefaßt hatte. Zur Strafe wird er zum Generalkonsul degradiert und als solcher in die Türkei und zwar nach Sassy geschickt. Zwei Jahre war Reinhard in der Moldau, da wird er mitten im Winter des Jahres 1806 von einem russischen General aufgehoben und mit seiner Frau und dem Konsulatspersonal unter starker Kosakeneskorte in die Ukraine weggeschleppt. Anfangs hieß es sogar, er müsse nach Sibirien. Als Kaiser Alexander von Rußland von dem Zwischenfall Kenntnis erhielt, wurde wohl die sofortige Freilassung der Gefangnen verfügt, aber Reinhard hatte sich eine Krankheit zugezogen, die ihn zwang, in Karlsbad die Kur zu gebrauchen. Dorthin reiste er von der Ukraine aus. In Karlsbad weilte damals zu derselben Zeit (1807) Goethe, der mit Reinhard ein inniges

Freundschaftsbündnis schloß, das erst der Tod löste; denn beide blieben bis zu Goethes Ende in beständigem Briefwechsel. Dieser ist nun auch veröffentlicht worden. „Nicht das Wasser, meint Reinhard, sondern Goethes Umgang habe ihn kuriert.“ Nach seiner Kur verfaßte Reinhard für Napoleon eine ausgezeichnete Denkschrift über die Donaufürstentümer und wurde zur Belohnung dafür auf den schwierigsten Posten seines Lebens gestellt: Napoleon ernannte ihn zu seinem Gesandten in Kassel, der Hauptstadt des neugegründeten Königreichs Westfalen, zugleich mit dem doppelten Auftrag, den König Jérôme, den jüngsten Bruder des Kaisers, und dessen ganze Regierung zu überwachen und zwischen den deutschen Untertanen und ihrer französischen Obrigkeit den Mittelsmann oder ehelichen Makler zu machen. Reinhard hat diese Probe glänzend bestanden. Er ging nach seinen eignen Worten „zwischen den beiden Brüdern gerade durch, die Weiber rechts, die Intriguen links liegen lassend,“ obwohl er von Spähern und Geheimagenten Napoleons förmlich umstellt, den Höflingen Jérômes mißliebig, für die Deutschen aber zuerst ein Gegenstand des Mißtrauens gewesen war. Mit Jérôme, der 1813 aus Kassel fliehen mußte, verließ auch Reinhard seinen Gesandtschaftsposten. In Aachen wartete er den weiteren Verlauf der Dinge ab.

Mitte Mai bot ihm Talleyrand den Posten eines Direktors im Ministerium des Äußern an. Reinhard nahm an. Er hatte somit zugleich für die neue Regierung optiert. Mit ihr floh er auch, als Napoleon von Elba zurückkehrte, nach Brüssel. Von hier aus will ihn Napoleon wieder für sich gewinnen. Aber Reinhard lehnt bestimmt ab. Er hatte in ihm den zweiten Robespierre erkannt, der frei und unverhohlen die Lösung ausgegeben habe: „Freiheit, Gleichheit oder Tod.“ Er schrieb in diesem Sinne an Talleyrand. Trotzdem zögerte König Ludwig der Achtzehnte, Reinhard wieder eine Bestallung zu geben. Reinhard sei ihm doch zu liberal! Erst durch Talleyrands Fürsprache wandelte sich der Sinn des Königs, und es erfolgte nunmehr sogar Reinhard's Erhebung in den Grafenstand. Von 1815 bis 1829 war Graf Reinhard französischer Gesandter beim Deutschen Bund in Frankfurt am Main und von 1830 bis 1832 Gesandter in Dresden. Nach seiner Abberufung von diesem letzten Posten wurde er zum Pair der Krone Frankreich erhoben. Als solcher starb er am 25. Dezember 1837, sechszundsiebzig Jahre alt. Reinhard war neben seinem diplomatischen Beruf Mitglied des Instituts von Frankreich, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften, Präsident des Protestantischen Konsistoriums und Großkordon der französischen Ehrenlegion gewesen. In der Akademie der Wissenschaften hielt ihm der greise Talleyrand, der bei dieser Gelegenheit zum letztenmal öffentlich auftrat, seine vielbesprochne Gedächtnisrede. Er pries ihn darin u. a. als „das Geschenk Tübingens an Frankreich,“ als einen in ganz Europa bekannten Mann, als den Diplomaten, der das wunderbarste Französisch geschrieben habe, dessen diplomatische Korrespondenzen Napoleon, der die höchsten Anforderungen gestellt habe, allen andern vorgezogen habe. Die Religion der Pflicht habe Reinhard sein ganzes Leben lang geleitet. Aus ihr sei auch seine strenge Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, Wachsamkeit und unerschütterliche Verschwiegenheit geflossen, die Achtung und Vertrauen erwecken

mußten. — Graf Reinhard hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn starb als französischer Diplomat im Jahre 1873. Die Tochter aber starb nach wechselvollen Schicksalen 1861 in Tübingen als eine verwitwete Frau Major von Diemar.

Und nun das Fazit aus diesem Stück schwäbischen Weltbürgertums? Davon, daß Reinhard durch sein konsequent durchgeführtes kosmopolitisches Prinzip ein Renegat und Apostat, ja ein Vaterlandsverräter und französischer Scherge geworden sei, wie ihm dies Ernst Moriz Arndt in der Hitze seines glühenden Patriotismus zum Vorwurf gemacht hat, kann gar keine Rede sein. Arndt hat sich in das Wesen Reinhard's gar nicht hineindenken können.

Reinhard stand als Philosoph über den Parteien und Nationalitäten. Er war weder deutscher noch französischer Patriot. Wohl war es die Folge seines freien Entschlusses, daß er in der Welt an den französischen Tisch zu sitzen kam. Aber nicht Frankreich als solchem glaubte er zu dienen; sondern was er glaubte, war das: man könne die Tugenden und Pflichten eines Weltbürgers, so wie die Zeitverhältnisse lagen, verhältnismäßig am vollkommensten nicht auf deutschem, sondern auf französischem Boden erfüllen. So verstanden ihn auch die Franzosen selbst, vor allem Sieyès, Napoleon und Talleyrand. Nur mit seinem äußern Menschen sozusagen gehörte er also Frankreich an, mit seinem Kopf aber gehörte er nicht zu Frankreich, sondern zu einer Art von philosophischem Idealstaat, dem Weltbürgertum. Sein Herz jedoch schlug deutsch. Deutsch hat er gedichtet, deutsch hat er geliebt, deutsch mit seinen Freunden in der Heimat korrespondiert, und nach Deutschland, besonders nach Süddeutschland, zur Schwäbischen Alb und in die Schweizerberge und an den deutschen Rhein hat er im Alter seine Erholungsreisen unternommen. Nur noch Goethe stand auf dieser Höhe des Weltbürgertums. Dies hat auch die beiden Einsamen so innig verbunden.

Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß Goethe dabei eins dem Freunde voraus hatte: Goethe war im Lande seiner Geburt geblieben. Er hat das Problem des Weltbürgertums nur in der Theorie gelöst. Reinhard dagegen zog die letzte Konsequenz ihres gemeinsamen Standpunkts. Er hat das Problem auch praktisch gelöst, indem er sich ihm zuliebe von dem Lande, das ihn geboren hatte, trennte.

Aber diese Lösung hat ihn offenbar nie ganz befriedigt. Reinhard fühlte sich nirgends mehr heimisch. Er hatte sich in einen dauernden und schweren Konflikt der Pflichten verstrickt. Seelenkämpfe sind ihm in der Folge nicht erspart geblieben. Es ist ihm in seiner kosmopolitischen, genauer deutsch-französischen Haut nie ganz wohl geworden, wenn auch der Diplomat in ihm es ihm verbot, sogar dem Freunde in Weimar darüber zu beichten. Aber ein Jahr vor seinem Tode äußerte er: „Ich habe die Politik übersatt; sie ist einmal mein Beruf gewesen. Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang.“

Sollten wir ihm darob zürnen? Gewiß nicht. Wir sind froh, daß wir dieses Geständnis von ihm haben, wie er froh gewesen sein wird, daß es nun einmal heraus war, was er solange schweigend mit sich hatte herumtragen

müssen. Wenn Reinhard bei seinem Streben und Bemühen, wie er am Schlusse seiner Laufbahn gesteht, geirrt hat, so war das das Menschliche an ihm. „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“ Goethe, von dem dieses Wort stammt, war der Freund Reinhardts gewesen. Der andre, früh vollendete Freund und Landsmann aber, Schiller, sowie auch Wieland, wie überhaupt so ziemlich die meisten Kosmopoliten vor hundert Jahren, schwäbische und nichtschwäbische, haben die Idee des Weltbürgertums mit Wissen von sich abgestreift und als eine wesentlich verfrühte und deshalb verfehlte einsehen lernen. Die französische Praxis mit ihren Blutbefehlen und die französischen Eroberungskriege mit ihren Einquartierungen, Durchzügen und Brandschakungen und die ganze französische Fremdherrschaft überhaupt trugen das ihrige dazu bei, daß sie aus diesen Erfahrungen an sich selbst und an ihren Freunden heraus sich wieder auf den Boden des Nationalismus zurückbegaben. Die Saat Mosers und Spittlers, Schubarts und Pabls ging doch noch auf. Und gerade hundert Jahre sind es jetzt, daß Schiller in seinem „Tell“ (1804) als sein Vermächtnis an alle Völker und insbesondere auch an seine lieben Deutschen Worte niederlegte, die gerade auch uns nun durch die Gestalt des Grafen Reinhard doppelt greifbar vor die Seele treten. Das eine: „Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,“ und das andre: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft, dort in der fremden Welt stehst du allein.“

Ein Menschenalter, nicht länger, hatte das Weltbürgertum die öffentliche Meinung beherrscht. Da erlosch es, wie wenn ein Meteor zur Erde fällt. Wohl flackerte uns Jahr 1848 da und dort bei uns ein weltbürgerlich angehauchter Partikularismus empor. Aber der bald darauf beginnende und siegreich durchgeführte Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland hat auch den Epigonen Reinhardts das Unnatürliche dieses Weltbürgertums vor Augen führen müssen. Sie konnten einem Worte Goethes beipflichten, daß „Kultur nichts andres sei als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen, und daß es bei den Nationen auf die Kunst ankomme, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern auch drein zu schlagen.“ Seitdem Bismarck Deutschland in den Sattel gesetzt hat, reitet keiner mehr das kosmopolitische Steckenpferd. Nicht ein Weltbürger, sondern *civis germanus*, ein Bürger des Deutschen Reichs zu sein, ist der Stolz eines jeden. Und in der Treue zum neuerstandnen Reiche, zu unserm Reiche, das uns nationale Wohlfahrt, Macht und Ehre und die Stellung unter den Völkern verbürgt, auf die wir als ein großes Kulturvolk mit Recht Anspruch haben, lassen sich die Schwaben von keinem andern Stamme übertreffen.

